

- Morris-Jones, John. 1913: *A Welsh Grammar*. Oxford: the Clarendon Press.
- Pokorny, Julius. 1959: *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*. Bern: Francke.
- Puhvel, Jaan. 1982: Baltic-Anatolian lexical isoglosses. In *Gedenkschrift für Heinz Kronasser: 179–85*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- 1984: *Hittite Etymological Dictionary, vv 1–2*. Berlin: Mouton.
- Sihler, Andrew Littleton. 1967: *Proto-Indo-European Post-consonantal Resonants in Word-initial Sequences*. Yale University dissertation.
- Sommer, F. 1902: *Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre*. Heidelberg: Carl Winter-Verlag.
- Streitberg, Wilhelm. 1895: *Urgermanische Grammatik*. Rep. 1975. Heidelberg: Carl Winter-Verlag.
- Thurneysen, Rudolf. 1946: *A Grammar of Old Irish*. Trans D. A. Binchy and Osborne Bergin. Dublin: Institute for Advanced Studies.
- Walde, Alois and J. B. Hofmann 1938–56: *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*.<sup>3</sup> Heidelberg: Carl Winter-Verlag.

~~KZ~~ KZ 99/2, '86

## Neue Wege im Lydischen I: Vokalnasalität vor Nasalkonsonanten

0. Seit kurzem liegt der Ergänzungsband zum Lydischen Wörterbuch Roberto Gusmanis<sup>1)</sup> abgeschlossen vor. Der um die Erforschung der lydischen Sprachdenkmäler hochverdiente Autor zieht darin eine wohl für längere Zeit richtungsweisende Zwischenbilanz, in der 'Soll und Haben' des erreichten Wissenstandes entsprechend seiner kritischen Beurteilung sorgfältig ausgewiesen ist. Zu prinzipiellen Fragen bei der sprachgeschichtlichen Beurteilung des Lydischen hat Gusmani in einem kürzlich in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz<sup>2)</sup> noch gesondert Stellung genommen. Darin verteidigt

<sup>1)</sup> R. Gusmani, Lydisches Wörterbuch (Heidelberg 1964), Ergänzungsband, Lieferung 1 (Heidelberg 1980), Lieferung 2 (Heidelberg 1982), Lieferung 3 (Heidelberg 1986), insgesamt 193 S.

<sup>2)</sup> R. Gusmani, Zur Komparation des Lydischen, KZ 95,2 (1981) 279–285. Gusmani weist hier in Auseinandersetzung mit N. Oettinger (KZ 92, 1978, 74–92) die Aufhellungstheorie (vorlyd. *a* wird teilweise zu lyd. *e*) sowie die Lambdazismustheorie (Herleitung gewisser *l*- und *λ*-Formantien aus I.enis-dentalen vor hinterem bzw. vorderem Vokal [bei Oettinger etwas anders gefaßt]) zurück. Dabei lanciert er die unzutreffende Behauptung, daß die entsprechenden sprachgeschichtlichen Deutungen „allzusehr durch das gewählte Rekonstruktionsmodell beeinflußt“ (280) seien und infolgedessen die Gefahr bestehe, daß das „bevorzugte Rekonstruktionsmodell die Interpretation bedingt und zu einer Art Prokrustesbett wird“ (285). Damit ergibt sich gewissermaßen ein lydischer Seitenzweig zu den von anderer Seite vorgetragenen – auf Mißverständnissen beruhenden – Unterstellungen, die von mir oder dann Oettinger auf Anregung von Karl Hoffmann vorgenommenen Analysen des hethitischen Sprachsystems beruhten mehr auf vorgefaßten methodischen Entscheidungen (z. B. einseitiger Ausrichtung an einem griechisch-ärischen Rekonstruktions„modell“) als auf kritischer sprachvergleichender Auswertung des Hethitischen selbst. Der von Gusmani in Hinblick auf die Beurteilung des Lydischen anno 1981 an prominenter Stelle seines Aufsatzes gebrauchte Ausdruck „Art Prokrustesbett“ liefert nach der „Zwangsjacke“ (E. Neu, *Studies Palmer*, Innsbruck 1976, 245) ein weiteres Requisit für eine uns metaphorisch zuzuschreibende Folterwerkstatt, in der die sprachgeschichtliche Aussage des Anatolischen in einer „bisweilen an Vergewaltigung grenz[enden Art]“ (W. Meid in K. H. Schmidt, *Indogermanisch und Keltisch*, Wiesbaden 1977, 110) erpreßt wird. Ich hoffe, im Laufe der Aufsatzerie „Neue Wege im Lydischen“ nach und nach deutlich machen zu können, daß zumindest hinsichtlich des Lydischen kein Grund zur Zeichnung eines derart düsteren Bildes besteht.

er eine Reihe seiner bisherigen Auffassungen und setzt sich kritisch mit einer Betrachtungsweise auseinander, an deren Einführung und Praktizierung im Bereich der indogermanisch-anatolischen Sprachgruppe auch der Schreiber dieser Zeilen Anteil hat. Im folgenden soll deshalb die Diskussion aufgenommen und intensiv weitergeführt werden. Es geht dabei darum, anhand konkreter Probleme zu veranschaulichen, wie die aufgrund der Überlieferungslage bisher vorwiegend philologisch ausgerichtete Erschließung des Lydischen – unter voller Respektierung der Philologie – in stärker sprachwissenschaftliches Fahrwasser zu lenken ist. Die Weichen hierzu sind schon seit längerem gestellt<sup>3)</sup>, doch hat die neue Richtung noch wenig Gelegenheit gefunden, sich angemessen zu artikulieren. So konnte Gusmani einige ihrer vorerst nur ansatzweise bekanntgegebenen Positionen unter Berufung auf den „heutigen Forschungsstand“<sup>4)</sup> sehr leicht zurückweisen. Demgegenüber ist herauszustellen, daß diese neue Richtung in Bereichen wie ‚Akzenttheorie‘, ‚Lenitionstheorie‘, ‚Laryngaltheorie‘, ‚Aufhellungstheorie‘ schon über nicht ganz unbeträchtliche Argumentationsmöglichkeiten verfügt. Freilich sind hier Risiken und Erfolgsschancen etwas anders verteilt als bei der bisherigen – in ihrem vorwiegend philologischen Rahmen durchaus legitimen – Forschungsmethode. Neben die gewissenhafte Registrierung der Fakten soll ihre möglichst konsequente Erklärung im Hinblick auf die genetisch verwandten anatolischen und außeranatolischen Sprachen treten. Erfolge beim Erklären setzen aber die Bereitschaft voraus, den Schritt vom vordergründig Gegebenen zu einem eher abstrakten Erklärungsrahmen zu wagen und Regelsysteme zu erarbeiten, die sich dann im ganzen bewähren müssen. Es genügt nicht, nur die gewissermaßen mit Händen zu greifenden und auch bei strenger Skepsis völlig unverdächtigen etymologischen und sonstigen Einzelbezüge einfach aufzulisten<sup>5)</sup>.

<sup>3)</sup> In diesem Zusammenhang ist auch an die schon 1969 anlässlich des Erscheinens des Lydischen Wörterbuchs von Seiten eines Rezensenten getroffene Feststellung zu erinnern: „Man braucht neue Ideen und neue Wege. Das Wb. ist am Alten hängengeblieben“ (O. Carruba, OLZ 64, 1969, 19; Sperrung von mir).

<sup>4)</sup> Vgl. „Unter diesen Umständen sehe ich überhaupt nicht, wie man beim heutigen Forschungsstand jene Hypothese rechtfertigen kann“ (Gusmani, wie Fußn. 2, 281 in Hinblick auf den angenommenen Wandel *d* > *l*); „Eine Überprüfung der Forschungslage und der bisherigen Erkenntnisse hätte dagegen m. E. zur Vorsicht gemahnt“ (Gusmani, wie Fußn. 2, 280).

<sup>5)</sup> Freilich ist auch hierbei manches nachzuholen. Ich nenne von einfacheren etymologischen Wortbeziehungen, die bei Gusmani unberücksichtigt geblieben

Die passive Hinnahme der vom Material selbst geradezu aufgezwungenen Grunderkenntnisse muß vielmehr allmählich durch aktives Erforschen der sprachlichen Regelsysteme abgelöst werden. Bei letzterem ist eine Dosis produktiver Phantasie vonnöten, die objektiv in die Irre führen und subjektiv als ‚bloße Spekulation‘ missdeutet werden kann. Zum Ausgleich gewinnt man die Perspektive, daß ein Teil der in Kauf zu nehmenden Fehler im großen Rahmen einer detaillierten Theorie erkannt und korrigiert werden kann.

Zur Legitimation eines neuen Forschungsprogramms scheint es zweckmäßig, solche Probleme aufzugreifen, die von der traditionellen Forschung nicht adäquat berücksichtigt worden sind. Deshalb stelle ich eine Untersuchung zum Akzent an den Anfang meiner Studien. Die Diskussion der recht komplexen Akzenttheorie soll hier nach und nach erfolgen und zunächst auf ein Einzelproblem, das der „gebundenen Vokalnasalität“<sup>6)</sup> beschränkt bleibt<sup>7)</sup>. Zur allgemeineren Orientierung wird vorderhand noch andernorts eine weiter ausgreifende Skizze<sup>8)</sup> über den synchronen Zusammenhang von Vokalismus und Akzent im Lydischen erscheinen.

1.0 Seit über einem Jahrzehnt versuche ich, auf die wichtige Rolle des Akzents in der anatolischen und speziell der hethitischen Lautentwicklung aufmerksam zu machen<sup>9)</sup>. Obwohl die grundsätzlichen

sind, lyd. *śanēv* ‚Beleidigung(?)‘, *Verletzung(?)* ~ hluv. *sana-* ‚beschädigen(?)‘, entfernen(?) und lyd. *mētli-*, *mētri-* ‚(etwas Negatives)‘ ~ lyk. *mērē* ‚Schaden‘. Etwas komplizierter liegt eine partielle Entsprechung wie lyd. *serlis srmlis* ~ lyk. *hrigla*. Ein Fall mit einer lautlichen Komplikation, lyd. *mrud* ~ hluv. *sidet. malwa* ist MSS 45 (1985) 15 f. schon kurz andiskutiert worden. Die Prüfung der Beziehung des lydischen Pronomens *os-* ‚jener(?)‘ zu einer Entsprechung im Siedischen ist einem Aufsatz des Verf. vorbehalten, der in ‚Kadmos‘ erscheinen wird. – Ein Forschungsprogramm zur lydischen Etymologie sollte die konsequente Vergleichung des gesamten lydischen Wortschatzes nicht nur mit dem Hethitischen, sondern vor allem mit den in dieser Hinsicht noch nicht systematisch genutzten anatolischen Kleinkorpusprachen beinhalten.

<sup>6)</sup> Es handelt sich um die Explikation der bereits MSS 45 (1985, Festgabe Karl Hoffmann) 20, Anm. 29 (am Ende) mitgeteilten – eigentlich schon hinlänglich für sich selbst sprechenden – Regel „lyd. °ēv nur unter dem Akzent mit ē“.

<sup>7)</sup> Hiermit soll im gegebenen Diskussionszusammenhang vor allem der Grund für eine adäquate Behandlung der von Gusmani (vgl. oben Fußn. 2) so heftig bestrittenen Aufhellungstheorie gelegt werden.

<sup>8)</sup> Verf., „Die Akzentuation des Lydischen“, Sprache 32.

<sup>9)</sup> Seit MSS 31 (1973) 79–83, 100 Anm. 88. Die angegebenen Regeln sind in jahrelanger Untersuchung des gesamten seinerzeit (d.h. etwa bis zur zweiten Hälfte der sechziger Jahre) veröffentlichten heth. Textkorpus ermittelt worden (KBo 1–17, KUB 1–39, HT, VBoT, IBoT 1–3, ABoT, FHG und Verstreutes);

Regeln klar angegeben sind<sup>10)</sup>, ist dieser Ansatz in Fachkreisen anscheinend kaum ernst genommen worden. Abgesehen von der Über-

mittlerweile neu herausgegebene Texte haben, soweit mir bekannt, nichts grundsätzlich Gegenteiliges zutage gebracht. Mit der Tafel A (KBo VI 2) der heth. Gesetze und dann weiter mit Otten/Souček, StBoT 8 (ersch. 1969) standen auch schon die umfangreichsten Texte des kleinen althethitischen Korpus verlässlich zur Verfügung. Die angewandte Entschlüsselungsmethode ist expliziert in meinem Beitrag zu M. Mayrhofer et alii, Lautgeschichte und Etymologie (Wiesbaden 1980, Akten der VI. Fachtagung ...) 120–165 (speziell 148–157). Es ist mir unverständlich, daß die erzielten Ergebnisse von einigen Autoren der jüngsten Zeit, die alle nur einen – teils sogar recht kleinen – Ausschnitt der Überlieferung untersuchen (L. R. Hart, C. H. Melchert, S. Kimball), ungeprüft *ad acta* gelegt, von der Mehrzahl der Fachgenossen aber nicht einmal zur Kenntnis genommen werden.

<sup>10)</sup> Es handelt sich einerseits um Regeln für den Vokalismus, andererseits um Regeln für den Konsonantismus, die – unabhängig voneinander erstellt – ein harmonisches Gesamtsystem ergeben. Die wichtigsten Regeln für den Vokalismus sind (1) die schon in uranatolischer Zeit eingetretene und deshalb von sämtlichen hethitisch-luvischen Sprachen gleichermaßen vorausgesetzte phonemische Kürzung unbetonter Langvokale (Zusammenbruch der Quantitätskorrelation in unbetonten Silben), und zwar (a) der aus der uridg. Grundsprache ererbten (z. B. uridg. \*d<sup>h</sup>éǵhōm ‘Erde’ > uranatol. \*d<sup>h</sup>éǵān, woraus später heth. \*te-kān-, \*te-e-kān-, phonetisch etwa [té: gn̩], vgl. auch kluv. tīammi-), (b) der in nachuridg. Zeit durch Ersatzlängung bei Laryngalschwund entstandenen (z. B. \*h<sub>2</sub>ih<sub>1</sub>sāh<sub>2</sub>- > früher \*h<sub>2</sub>īsā-, später \*h<sub>2</sub>īs<sup>o</sup> ‘Deichsel’ ~ ved. īśā, \*suh<sub>1</sub>mēn ‘Band’ > früher \*sūmēn, später \*sūmēn, im Ausgang umgebildet zu heth. summaṇa) und (c) der durch die uranatolische Monophthongierung urindogermanischer Kurzdiphthonge entstandenen (z. B. \*g<sup>h</sup>ejmōnt- > früher uranatol. \*g<sup>h</sup>ējmānt- > später uranatol. \*g<sup>h</sup>ēmānt-, heth. gemmant- ‘Winterszeit’), sowie (2) die in hethitischer Sonderentwicklung erfolgte phonemische Längung der meisten akzentuierten Kurzvokale (a, e; u<sup>?</sup>, nicht aber i) in beliebiger offener Inlautsilbe (d. h. vor einfacher Konsonanz, Leniskonsonanz) sowie (3) die heth. Längung aller akzentuierten Kurzvokale (wohl einschließlich ī, vgl. i-it ‘geh’ < uranatol. \*id<sup>h</sup>i < uridg. \*h<sub>1</sub>id<sup>h</sup>i) im absoluten Wortanlaut auch in geschlossener Silbe (z. B. uranatol. \*ēsti > heth. ēszi, Schreibung →-es-zi-) mit Ausnahme gewisser Fälle mit „Vollgeminaten“ (z. B. at-ti ‘dem Vater; ar-ra-as ‘Arsch’ meist ohne Anlautpleneschreibung); noch offen scheint mir das u. a. durch gewisse Widersprüche zwischen alt- und neuheithitischer Schreibung belastete Problem der Behandlung akzentuierter Kurzvokale in geschlossener Silbe (d. h. vor Doppelkonsonanz, Fortiskonsonanz), hinsichtlich dessen – als einzigm der hier besprochenen Probleme – ich seinerzeit das heth. Textkorpus nicht durchgearbeitet habe. Beim Konsonantismus sind anzuführen (1) die uranatolische Lenierung von Fortiskonsonanten (p, t, k, k<sup>o</sup>) hinter den nach der Längenkürzung noch verbliebenen (d. h. bei lautgesetzlicher Entwicklung notwendigerweise akzentuierten) Langvokalen sowie eine zeitlich nicht so klar fixierbare, doch immerhin sowohl im Hethitischen als auch – nach A. Morpugo Davies – im luvo-lykischen Zweig auftretende entsprechende Lenierung zwischen unbetonten Vokalen, (2) die in den keilschriftlich überlieferten Sprachen klar nachweisbare, wenn

nahme und Erweiterung des Regelwerks durch Norbert Oettinger<sup>11)</sup> haben lediglich zwei englische Forscher, Gilian R. Hart<sup>12)</sup> und Anna

auch im einzelnen unterschiedlich geregelte Gemination oder Fortisierung der meisten einfachen Konsonanten in der Position hinter Kurzvokal bei unmittelbar vorhergehendem oder unmittelbar folgendem Akzent (also jedenfalls im orthotonen Zweisilbler), wobei die Qualität des Vokals (heth. mīlit ‘Honig’ mit stets einfachem / hinter ī, aber kluv. mālli ‘Honig’) und die Art des Konsonanten (heth. lammar ‘Stunde’ aus etwa \*nōmr, aber heth. hāras ‘Adler’ aus etwa \*h<sub>2</sub>ārō; heth. nēbis ‘Himmel’ aus \*nēb̩es, aber kluv. tappasa-, tappasa- ‘Himmel’) jeweils noch genauer festzustellende einschränkende Bedingungen abgeben. Die relative Chronologie der erwähnten Lautgesetze ist also: I. Ersatzdehnung durch Laryngalschwund, II. Monophthongierung der Kurzdiphthonge zu Langvokalen, III. Kürzung der unbetonten Langvokale, IV. Lenition von \*p, \*t, \*k, \*k<sup>o</sup> (bis hierher alles uranatolisch), V. Einzelsprachliche Konsonantveränderungen (s > ss, m > mm, usw.), VI. Hethitische Längung akzentuierter Kurzvokale in offener Silbe sowie (fast) generell im absoluten Anlaut (Verhältnisse nicht absolut anlautender akzentuierter Kurzvokale in geschlossener Silbe sind vorerst noch unklar). Bei dieser tiefen chronologischen Staffelung ist natürlich Anlaß zu allerlei Abweichungen von den lautgesetzlichen Lautvertretungen gegeben (analogische Umbildungen, analogische Nebenformen), weshalb die synchronen Befunde unserer Textüberlieferung auch bei umsichtiger Auswertung etliche Probleme aufwerfen. Hinzu kommt, daß die Standardlautung in gewissen Textpartien (vor allem bei emphatischer Rede, Mahnung, Drohung, Verbot, Frage, Beschwörung und dergleichen) in durch Performanzfaktoren stark veränderter Gestalt (Vertauschung der Quantität von Vokalen, Längung und Kürzung von Konsonanten) vorliegt, so daß die bloße Belegverzettelung kein zutreffendes Bild der phonematischen Verhältnisse erbringt. Schließlich ist noch mit Ungenauigkeiten (z. B. bei Platzmangel) und Fehlern der Schreiber zu rechnen. Die in der Keilschriftphilologie ohnehin beargwöhnte sprachwissenschaftliche Arbeit hat daher die größten Schwierigkeiten, mit ihren Resultaten angemessene Berücksichtigung zu finden. Umso wichtiger ist nun die Bestätigung des grundsätzlichen Postulats eines freien Intensitätsakzents durch das Lydische. Denn hier stehen – von Performanzfaktoren ziemlich ungetrübt – epigraphische Denkmäler in einer phonematisch hervorragend organisierten Alphabetschrift zur Verfügung, die Akzentregeln funktionieren noch weitgehend ungestört und lassen sich mit Hilfe der lydischen Metrik noch zusätzlich verifizieren.

<sup>11)</sup> Vor allem in der Publikation „Die Stammbildung des hethitischen Verbums“, Nürnberg 1979. Leider sind die grundsätzlichen Regeln nur zum Teil beachtet, insbesondere ist die Regel der hethitischen Vokallängung in offener Silbe durch eine vermeintliche Längungsregel ˘ > ˘ (447–449) ersetzt. Ihre Unfundiertheit hinsichtlich des positiven Anhaltspunkts (angeblich N.-A. /nēbis/, aber G. /nēbesa/, D. /nēbesi/) ist offensichtlich und neuerdings von S. Kimball, Hittite Plene Writing, Ph. D. Univ. of Pennsylvania 1983, 917 S. (speziell S. 16) auch für nicht mit den hethitischen Texten vertraute Leser *ad oculos* demonstriert. Alle Fälle, in denen Oettinger zurecht lautgesetzliche Länge annimmt und dann irrtümlich mit Hilfe dieser Regel erklärt, gehen in Wirklichkeit auf die Wirkung der allgemeinen Längung akzentuierter Kurzvokale in offener Silbe zurück. Nur

ein scheinbarer Vorteil von Oettingers Regel ist, daß nunmehr gewisse Dritte-Person-Singular-Formen der *hi*-Konjugation als lautgesetzlich erscheinen, z. B. *za-a-hi* 'schlägt'. Denn hier finden sich entsprechende Strukturen auch bei ursprünglich geschlossener Silbe wie *ha-a-si* 'gebiert' (gleichsam aus \**h₂ónsej*). Angemessener erscheint für diese an eine ganz bestimmte morphologische Kategorie gebundenen Fälle die Annahme analogischer Einführung von Ablaut *ā*:*a* und grammatischem Wechsel *s*:*ss* (usw.), d. h. Sg. 3. *hāsi* hat lautgesetzliches \**hassi* ersetzt (z. B. nach *āki*: *ākkanzi* 'sterben'). Außerhalb dieser morphologischen Kategorie findet die Normalentwicklung statt, z. B. \**h₂ónsu-* (dieser Akzent bei Oettinger 439) > *hassu-* 'König', \**dónsu-* (so Oettinger 439) > *dassu-* 'stark', \**h₂ósu-* > *uranatol.* *āsu-* > früher *urheth.* \**āssu-* (*s*-Gemination) > später *āssu-* (Anlautdehnung) 'gut'. Für weitere Kritik an Oettingers Regel siehe Sprache 32 (wie oben Fußn. 8) Fußn. 12.

<sup>12)</sup> G. R. Hart, „Some observations on plene-writing in Hittite“, BSOAS 43 (1980) 3–17, vgl. noch *eadem*, „The ablaut of present and preterite in hittite radical verbs“, AnatS 30 (1980) 51–61; *eadem*, „Problems of writing and phonology in cuneiform Hittite“, TPhS 1983, 100–154. Das von Hart vorgelegte Material entstammt nur einem kleinen Ausschnitt vornehmlich alt- und mittelhethitischer Texte, z. B. belaufen sich die BSOAS 43 (1980) 10–14 angeführten Dativbelege *is-ha-ni-i*, *ha(-a)-as-si-i* *ták-ni-i* auf kaum ein Dutzend (vgl. dagegen die weniger aufwendige, doch auf die Verzettelung des Gesamtmaterials gegründete Aussage zu den Dativformen in MSS 31, 1973, 77, mit Quantifizierung einiger Fälle in Mayrhofer et alii [wie Fußn. 9] 151–154 [mit Fußn. 75, 76] und 160 f. ) Wie sich die Beurteilung der von Hart (BSOAS 43, 1980, 12) aufgegriffenen Lokativformen *ták-na-a*, *ta-a-ak-na-a* und *ta-ga-a-an* aus meiner Sicht gestaltet, habe ich längst in aller Ausführlichkeit auseinandersetzt (Verf., Untersuchungen zur hethitischen Deklination, Ph. D. Erlangen 1974, vervielfältigtes Typoskript 1975, 110–140 und 214; die Arbeit ist durch Sprache 22, 1976, 81 [Nr. 125, mit kurzer Inhaltsangabe] bibliographisch erschlossen und entsprechend den Benutzungsvorschriften der Bibliotheken für maschinenschriftliche Dissertationen allgemein zugänglich). L. R. Hart hat sich durch Beschränkung auf zur Entscheidung der Kernfrage ('Akzent- oder Quantitätsbezeichnung?') beweisindifferentes Material sowie durch die unzutreffende Annahme grundsätzlicher Stabilität der Vokalquantitäten von der urindogermanischen Grundsprache bis in die Hethiterzeit hinein (BSOAS 43, 1980, 14 f.) den Weg verbaut, mit Hilfe ihrer an sich hervorragenden Detailbeobachtungen zu einer dem Gesamtbefund angemessenen Akzent- und Quantitätstheorie zu gelangen. Der richtige Lösungsweg kann m. E. nur in der gestaffelten Annahme liegen, daß (a) die Pleneschreibung Längenbezeichnung ist (vgl. jetzt Kimball, wie Fußn. 11) und (b) die Quantitätsverhältnisse weitgehend akzentgesteuert sind (entsprechend den Fußn. 10 angegebenen Regeln). Fälle mit Doppelpleneschreibung wie Pl. N.-A. *a-as-su-u* 'Güter' sind nun erklärbar, da zwar analogische Einführung einer zweiten (hier funktional relevanten) Länge (oder Kreuzung von *a-as-su* ... mit \**as-su-u* zu *a-as-su-u*) möglich ist, nicht aber analogische Einführung einer zweiten Akzentstelle (bei kulminativem Akzent). Fälle ohne jede Pleneschreibung wie Sg. D. *at-ti* 'dem Vater', *ut-tar* 'Wort, Sache' – hier kann bei einem gewöhnlichen Substantiv keine Schwachtonentwicklung angenommen werden – erklären sich dann so, daß die Längung des akzentuierten Vokals unter Sonderbedingungen (gleichgültig, ob meine Annahme einer von der Kontinuante von einfachem *t* verschiedenen ur-

Morpurgo Davies<sup>13)</sup> die Fragestellung aufgegriffen<sup>13a)</sup>, freilich ohne meinen einschlägigen Ausführungen hinreichend Beachtung zu schenken<sup>14)</sup>. Umso willkommener ist deshalb der aus ganz anderer

sprünglichen „Vollgeminate“ \**tt* zutrifft oder nicht) ausgeblieben ist. Harts Auffassung wird durch die gar nicht seltenen Fälle vom Typ *a-as-su-u* und *at-ti* ganz eindeutig widerlegt. Nicht besser steht es um die kürzlich in dieser Zeitschrift 95 (1981) 232–247 veröffentlichte Theorie O. Carrubas („Pleneschreibung und Betonung im Hethitischen“), derzufolge die Pleneschreibung primär der Akzentbezeichnung diene und die festzustellenden „Unregelmäßigkeiten“ Folge des langsamens Syllabierens der Schreiber seien. Bei einem Text wie dein 'Gelübde der Puduhepa' (vgl. H. Otten/V. Souček, StBoT 1, doch läßt diese Ausgabe die tatsächlichen Belegzahlen für die jeweiligen Schreibungen gar nicht erkennen und kann für unsere Zwecke nur als Leitfaden zur Benutzung der Keilschriftausgaben dienen) müßte z. B. für sämtliche Schreiber sämtlicher Duplikate angenommen werden, daß sie ausgerechnet bei dem Frauennamen *Ābbā*, *Āppā* (stets mit nach der Akzenttheorie unerwarteter Doppelpleneschreibung *a-ab-ba-a-* und *a-ap-pa-a-*) jedesmal ins Stottern geraten wären und dieses Mißgeschick graphisch festgehalten hätten.

<sup>13)</sup> A. Morpurgo Davies, „Dentals, Rhotacism and Verbal Endings in the Luwian Languages“, diese Zeitschrift 91 (1982/83) 245–270. Hier ist erstmalig das einschlägige keilschriftluvische, hieroglyphenluvische und lykische Material philologisch und sprachvergleichend zusammenhängend gewürdigt, wobei vor allem mit der Auswertung des Rhotazismus (hluv. *r* aus *Media* und aus *lenierter Te-nuis*) ein neues Element in die Diskussion gebracht wird.

<sup>13a)</sup> Nachzutragen ist die mir erst seit kurzem zugängliche, doch in diesem Aufsatz noch berücksichtigte Arbeit von S. Kimball (wie Fußn. 11).

<sup>14)</sup> Die Ergebnisse stimmen bis in manche Feinheiten mit dem von mir teils schon ein Jahrzehnt früher an großenteils anderem Material ermittelten überein. Eine schönere Bestätigung der schon bejahrten Lenitionstheorie hätte ich mir kaum vorstellen können. Doch unterläßt Morpurgo Davies jede konkrete Zurkenntnisnahme der einschlägigen Ausführungen zum Lykischen (MSS 31, 1973, 80 zu lyk. *ñtatadē*, *adi*, *adē*, *agā* ~ *axā*, vgl. damit jetzt KZ 96, 1983, 253 f.) und zu den beiden auch von ihr festgestellten Arten der Lenition von stimmlosen Verschlußlauten hinter akzentuiertem Langvokal (MSS 31, 1973, 79–83 und weiter Hethitisch und Indogermanisch [ed. E. Neu/W. Meid, Innsbruck 1979] 42 Fußn. 4, 49 Fußn. 14, vgl. damit jetzt KZ 96, 1983, 269 „voiceless \**t* was preserved after a short stressed vowel but merged with \**d* after a long accented vowel or diphthong ...“) und zwischen unbetonten Vokalen (MSS 31, 1973, 100 Anm. 86; Etymologie und Lautgeschichte ersch. 1980 [wie Fußn. 9] 146 Fußn. 69 „zwischen unakzentuierten Vokalen wird die Kontinuante von uridg. \**t* leniert“, vgl. damit KZ 96, 1983, 269 „voiceless \**t* [...] merged with \**d* [...] between unaccented vowels“). Statt die Forschungsgeschichte korrekt zu referieren, beschränkt sich die Verfasserin auf den allgemeinen Hinweis „Eichner, Oettinger, and [...] Starke operate on similar or identical rules for the lenition of \**t* in Common Anatolian“ und fügt tadelnd hinzu „they do not present in full the evidence on which they base their conclusion“ (ähnlich G. R. Hart, TPhS 1983, 132). Leider ist die Evidenz der Großkorpusssprache Hethitisch nun nicht so leicht auszubrei-

Richtung unternommene Versuch von Martin L. West<sup>15</sup>), aufgrund metrischer Beobachtungen an den poetischen Texten des Lydischen Klarheit in die Akzentfrage zu bringen. Gusmani hat den einschlägigen Aufsatz Wests zwar im Literaturverzeichnis seines Ergänzungsbandes verzeichnet, ihn aber im Grammatikteil mit Stillschweigen übergegangen<sup>16</sup>). Trotz der im Falle des Uranatolischen und Hethitischen, wie ich meine, geglückten Aufdeckung wichtiger Akzentgesetze bleibt die Akzentproblematik im Falle des jüngeranatolischen Familiengliedes Lydisch also weiterhin ausgeklammert. In der Deskription des Lydischen ist für den Akzent nach wie vor keine Zeile reserviert. Auch angesichts der völlig veränderten Erkenntnislage verfährt Gusmani 1980 nicht anders als Gusmani 1964<sup>17</sup>), Ševoroškin 1967<sup>18</sup>) und Heubeck 1969<sup>19</sup>).

1.1 Zu den elementaren Erfordernissen lautgeschichtlicher Forschung gehört die Beachtung der Verteilung der Laute im Wort. Leider ist die Überlieferung etlicher Korpusprachen, darunter speziell die des Lydischen, so vielfach problembehaftet, daß man leicht an der Möglichkeit einer für die sprachgeschichtliche Auswertung hin-

ten wie die der von Morpurgo Davies untersuchten Trümmersprachen; allein die Studie von Kimball (wie Fußn. 11) füllt nahezu tausend Seiten, wobei die meisten einschlägigen Probleme noch gar nicht ausführlich behandelt sind. Man müßte sich doch darauf einigen können, auch die Quintessenz einschlägiger Untersuchungen ernsthaft zu diskutieren, ohne daß jedesmal gleich dickeleibige Materialwalzen präsentiert werden müssen. [Sieh noch Oettinger, KZ 92, 1978, 84f.].

<sup>15</sup>) M. L. West, „The Lydian Accent“, Kadmos 13 (1974) 133–136.

<sup>16</sup>) Die kurze Anführung von West in Gusmanis Literaturverzeichnis (Ergänzungsband zum Lyd. Wb., Lfg. 1 wie oben Fußn. 1) 13 und in der Lautlehre 21 (§1, zur Schreibung *aa*, wo nachzutragen „West II 134 f.“) ohne jede Berücksichtigung des konkreten Inhalts wird der Relevanz von Wests Arbeit für die lydische und anatolische Sprachgeschichte in keiner Weise gerecht.

<sup>17</sup>) Im Grammatikteil des Lydischen Wörterbuchs fehlt ein Abschnitt ‚Akzent‘ völlig, obwohl schon früh einschlägige Überlegungen angestellt worden waren, vgl. etwa E. Littmann, Sardis VI. 1 (Leyden 1916) 65 (mit einer Rubrik „Accent“, in der zutreffende Beobachtungen über die Stelle der Vokalsynkope im Grunde schon die richtige Annahme eines nicht an eine bestimmte Wortsilbe gebundenen freien Druckakzents implizieren, doch ohne daß diese Theorie verbalisiert ist) und O. A. Danielsson, Zu den lydischen Inschriften, Uppsala/Leipzig 1917, 7–8 mit Fußn. 8. Auch Gusmani selbst hat schon einmal Überlegungen zum lydischen Akzent publiziert (in: Studi Triestini di Antichità in onore di Luigia Achillea Stella, Trieste 1975, 262).

<sup>18</sup>) V. V. Ševoroškin, Lidijskij jazyk, Moskva 1967.

<sup>19</sup>) A. Heubeck, „Lydisch“, in: B. Spuler (Hrsg.), Handbuch der Orientalistik, Erste Abteilung, II. Band, 1. u. 2. Abschnitt, Lieferung 2, „Altkleinasiatische Sprachen“, 397–427.

reichend „dichten“ Deskription verzweifelt. Dadurch begibt man sich der Chance zur konsequenten Ausnutzung von Erkenntnisquellen auch dort, wo diese ausnahmsweise einmal **reichlich fließen und offen zutage liegen**. Ein solcher Fall ist das Auftreten der „gebundenen“ Nasalität<sup>20</sup>) in den lydischen Sprachdenkmälern, also der Folgen aus Nasalvokal<sup>21</sup>) und erhaltenem Nasal *n*, *v*, *m*:

$$\left\{ \begin{matrix} \bar{a} \\ \bar{e} \end{matrix} \right\} + \left\{ \begin{matrix} n \\ v \\ m \end{matrix} \right\}$$

Mustert man die Texte und die von Gusmani in vorbildlicher Weise aufbereiteten Wortindizes<sup>22</sup>) durch, so stellt man als erstes fest, daß im Lydischen das Auftreten der Nasalvokale vor erhaltenem Nasalkonsonanten zwar grundsätzlich **fakultativ**, aber ande-

<sup>20</sup>) Von der „gebundenen“ Nasalität, deren Auftreten an die Anwesenheit eines auf den Nasalvokal folgenden Nasalkonsonanten (*n*, *v*, *m*) geknüpft ist (z. B. *caqr̥l̥av* von einem Stamm *caqr̥la-*, belegt in Dativ *caqr̥laš*), ist die „freie“ Nasalität zu unterscheiden (z. B. *m̥l̥w̥esis*, *n̥ar̥s*, *lam̥etr̥us*), bei der gewisse nichtnasale Konsonanten auf den Nasalvokal folgen.

<sup>21</sup>) Gegenüber in der Literatur gelegentlich auftauchenden Zweifeln ist zu bemerken, daß die nasale Qualität der durch *ē* und *ā* transkribierten Lautzeichen als verbürgt gelten kann. Ein deutliches Indiz liefert schon die synchron greifbare „gebundene Nasalität“, doch ist auch die „freie Nasalität“ sprachgeschichtlich eindeutig an das einstige Vorhandensein von Nasalkonsonanten gebunden, auch wenn diese hysterogen sein können (wie der „Echonasal“ in *lam̥etr̥u* ‚Demeter‘). Schließlich bestehen unleugbare Bezüge zu den beiden Nasalphonemen des Lykischen, vgl. lyd. *ēmi-* = lyk. *ēmi-* ‚mein‘, lyd. *ēna-* ~ lyk. *ēni-* ‚Mutter‘. Die theoretisch mögliche Annahme, die Nasalvokale seien zur Zeit unserer Denkmäler schon entnasaliert (vgl. etwa die heutige litauische und polnische Schriftsprache), kommt nicht ernsthaft in Betracht, da ein morphonologischer Wechsel von Nasalvokalen mit anscheinend daraus entnasalierten Oralvokalen (z. B. *ē* ~ *a*) im Lydischen noch so lebendig ist (z. B. *cēqra-* ~ *cagrla-* ‚heilig‘), daß man schwerlich mit einer schon einsetzenden zweiten Entnasalierung rechnen kann. Die Nasalbuchstaben des lydischen Alphabets *ā* (*M*) und *ē* (*Ψ*) sind dem griechischen Alphabet entnommen. Man hat die bei der Schriftübernahme freigewordenen Zeichen *San* (aus dem phöniz. *Sādē*) und *Khī* bzw. *Psī* (aus dem phöniz. *Kap*) mit den neuen Funktionen *ā* und *ē* belegt, vgl. Heubeck, Lydisch (wie Fußn. 19) 400 und Kadmos 17 (1978) 61. Das Zeichen *ē* weist eine gewisse Ähnlichkeit mit dem lykischen Nasalzeichen *ā* auf (durch distinktive Zusätze aus dem im Lautwert *Khī* übernommenen und im Lydischen als Konsonantenzeichen beibehaltenem westgriech. *Khī* gewonnen?).

<sup>22</sup>) Lyd. Wb. (wie Fußn. 1) 235–248, jetzt ersetzt durch Erg. 176–192. Die rückläufigen Indizes eignen sich für lautstrukturelle Untersuchungen besser als die durch Bedeutungsangaben unübersichtlichen gewöhnlichen Lexika.

erseits – ganz im Gegensatz zum Lykischen – in den konkreten Wortformen konstant ist<sup>23)</sup>. Wenn man also an einer Textstelle hinter Bruch einen Nasalkonsonanten *n*, *v*, *m* vorfindet und aus strukturellen Gründen davor ein Vokalzeichen ergänzen möchte, so kann man die Vielfalt der in Betracht kommenden Vokalzeichen nicht von vorneherein beschränken. Außer den Hochzungenvokalen *i*, *y*(?), *u* und dem mittleren *o* kommen bei den Nichthochzungenvokalen alle Vokale des Inventars außer *e*<sup>24)</sup> (also *a* und *ã* und *ē*) zunächst gleichermaßen in Betracht:

<i>an</i>	<i>ãn</i>	<i>ēn</i>
<i>av</i>	<i>ãv</i>	<i>ēv</i>
<i>am</i>	<i>ãm</i>	<i>ēm</i>

Hat man jedoch eine bestimmte Wortform in den Text einzusetzen, so genügt in der Regel ein einziger vollständig erhaltener Beleg, um alle anderen Vorkommen vorherzusagen. Wenn beispielsweise im Bruch vor *v* die Akkusativform des Enklitikums 'ihn, sie' zu ergänzen ist, so kommt lediglich *[a]v* in Betracht, während *[ã]v* ausscheidet. Oder es sei eine beliebige Kasusform des Wortes 'Mutter' im Anlaut zu ergänzen. In diesem Fall braucht man lediglich *[ē]* in Betracht zu ziehen, *[e]* scheidet wiederum aus. Das Singularparadigma lautet also:

Sg. N. <i>ēnaš</i>
D. <i>ēnał</i>
A. <i>*ēnav</i>

<sup>23)</sup> Vgl. z. B. den Götternamen *qldān-* mit *ã* in allen Belegen. Ganz vereinzelte Nichtbezeichnung der Nasalität (also Substitution von *ã* durch *a*, von *ē* durch *e*) in den Fällen *wanaš*, *aliksanruł* (*a* anscheinend aus *ã* korrigiert) und *saretaš* (*e* anscheinend aus *ē* korrigiert) beschränkt sich auf die beiden Inschriften Nr. 108 und Nr. 50. Ich möchte diese Belege nicht (mit Gusmani, Lyd. Wb. Erg. 122) als „Indizien einer orthographischen Neuregelung in hellenistischer Zeit“, sondern einfach als Schreibfehler auffassen (lediglich *aliksanruł* könnte sprachwirkliches *a* durch Anlehnung an die griechische Aussprache aufweisen). Die Inschrift 108 mit *wanaš* in Zeile 1 hat in Zeile 4 korrekt *wānał* und weist in Zeile 3 *twstwš* (für *\*wstāš*) gleich noch einen Fehler auf.

<sup>24)</sup> Wie bislang anscheinend noch nicht bemerkt, ist im Lydischen orales *e* von der Stellung vor Nasalkonsonanten strikt ausgeschlossen. Der einzige in Betracht kommende Beleg *qałęm* [ 41,7 dürfte verlesen sein, ich vermute *qałd'ã* [ . ]. Kollation wäre erwünscht.

Die für den Akkusativ erschlossene Form ist hinsichtlich der Folgen *ēn* ° und °*av* durch den Vergleich mit anderen Paradigmen zu sichern, z. B.

Sg. N. <i>wānaš</i>
D. <i>wānał</i>
A. <i>wānav</i>

Ein merkwürdiger Befund bei den Akkusativformen ist, daß man die Koppelung von nasalhaltiger und nasalloser Folge 'ēn'; *wānav* bei Kenntnis anderer Formen des Paradigmas zuverlässig prognostizieren kann, obwohl auch im Akkusativ nasalisierte Ausgänge °*āv*, °*ēv* (*āsāv*, *tawšēv*, *tasēv*) sonst keineswegs fehlen. Diese Koppelungsregel ist auch in weiteren Wortformen mit Doppeldisposition zur Nasalierung zu beobachten:

Sg. A. <i>wānav</i>	Pl. D. <i>ssēnav</i>
<i>sfēndav</i>	<i>ēminav</i>
<i>tēmwań</i>	<i>mλwēndav</i>
<i>śanēv</i>	
<i>ankāv</i>	

Auch beim Dativ Plural kommt der nasalisierte Ausgang °*āv* sonst vor (*awlāv*). Sein Fehlen in obiger Liste ist also zufällig.

Man kann den Befund also in die Regel fassen, daß bei Disposition zu doppelter Nasalierung in Formen nichtkomponierter orthotoner<sup>25)</sup> Wörter der Nasalvokal unabhängig von der grammatischen Kategorie (Kasus, Numerus) grundsätzlich nur einmal realisiert wird. Doppelnasalierung tritt nur außerhalb des so abgegrenzten Formenmaterials auf, nämlich in gewissen Komposita:

*fēncāv* 'ich weihe': Kompositum aus den Präverbien *f* + *ēn-* und Prät. Sg. 1. -*cāv* (vgl. Prät. Sg. 3 *fēn-cal*)

*fēntasēnav*: Unklar, aber in Anbetracht der Wortlänge vermutlich Kompositum. Wenn es sich z. B. um ein Verbalkompositum handeln sollte, käme wiederum die Analyse *f* + *ēn-* und Prät. Sg. 1. -*tasēnav* von einem Stamm *\*tasēna-* in Betracht.

Die Beschränkung der Nasalität auf eine der beiden Dispositionstellen bei nichtkomponierten Wörtern der orthotonen Kategorien

<sup>25)</sup> Als „orthoton“ sind auf jeden Fall die Substantive und zumindest ein Teil der Adjektive (z. B. Zugehörigkeitsadjektive) zu bewerten; hingegen neigen Pronomina, Partikeln, Zahlwörter, Pronominaladjektive zu Schwachtonigkeit oder gar zu Enklise. Über die Verben kann man bei manchen idg. Sprachen keine klare Prognose wagen.

legt die Hypothese eines Zusammenhangs der Nasalität mit einem in derartigen Wörtern in vielen Sprachen ebenfalls einmalig auftretenden Faktor auf, nämlich dem kulminativen (gipfelbildenden) Akzent. Nun ist aus dem angeführten Material die genaue Art des Zusammenhangs zunächst noch nicht ersichtlich. Entweder stehen *ā*, *ē* an der Akzentstelle und *a*, *e* bei Akzentlosigkeit, oder die Regelung ist umgekehrt:

(a) *wánav* oder (b) *wānáv*?

Generelle phonetisch-phonologische Überlegungen würden in Richtung der Lösung (a) weisen, da das Vokalspektrum in akzentuierten Silben erfahrungsgemäß größer ist als in unbetonten Silben, soweit eine Sprache akzentgebundene Vokaldistributionen aufweist; man denke etwa an das Deutsche oder das Russische. Doch scheint es vorzuziehen, die Frage vom Lydischen selbst her zu entscheiden. Eine bequeme Entscheidungshilfe würden Wortformen mit Dreifachdisposition zur Nasalierung bieten, denn sie müßten bei Zutreffen von Lösung (a) einen Nasalvokal, bei Zutreffen von Lösung (b) zwei Nasalvokale aufweisen. Aber abgesehen von der bereits als für die Frage unverwendbar ausgeschiedenen Wortform *fēntasēnav*, die zugunsten von Lösung (b) sprechen würde (Akzentuation \*fēntasēnāv), findet sich im Material kein Fall mit Dreifachdisposition. Ersatzweise könnte ein Dreisilbler mit Doppeldisposition herangezogen werden, der gerade auf der dispositionslosen Silbe akzentuiert ist. Er würde in den Dispositionssilben bei Lösung (b) zwei Nasalvokale, bei Lösung (a) keinen aufweisen. Man kann einen solchen „Kandidaten“ dadurch ausfindig machen, daß man aus der Gesamtzahl der Dreisilbler mit Doppeldisposition alle diejenigen ausscheidet, die je eine nasalvokalhafte und nasalvokallose Stelle aufweisen, also z. B. die Formen *ēmina<sup>v</sup>* und *mlwēndav* (dreisilbig, falls 3) aus obiger Liste. Es verbleibt dann nur eine, oben noch nicht angeführte Wortform, nämlich

Pl. D.-L. *anlolav*

Vorausgesetzt, daß kein Kompositum (mit eventuellen Sonderbedingungen) vorliegt, entscheidet dieser Fall zugunsten von Lösung (a):

Gebundene Nasalvokale treten in akzentuierten Silben auf.

Nun ist gerade die Voraussetzung, daß bei *anlolav* kein Kompositum (*ánloláv*) vorliegt, nicht zu sichern. Es scheint deshalb wünschenswert, die gefundene Regel durch Zusatzüberlegungen zu stützen.

Eine nicht zu unterschätzende Auskunftsquelle über die anatolischen Akzentverhältnisse bilden die so reichlich auftretenden Enkliktika. Wenn die schon oben zitierte Form *āv ihn'* in allen ihren Vorkommen konsequent Oralvokal hat, so darf man das unbedenklich als Anzeichen für das Zutreffen von Lösung (a) nehmen. Eine abweichende Form mit Doppelnasalierung wie das Verbalkompositum *fēncāv* läßt sich nun so erklären, daß entweder Barytonese vorliegt und <sup>°</sup>āv analogisch aus dem Verbum simplex \*cāv (belegt Präs. Sg. 3. *cat*, zur Form \*cāv vgl. *dāv* ich gab) übertragen ist, oder daß Oxytonese vorliegt und <sup>°</sup>fēn aus anderen Verbalkomposita stammt; unter Umständen könnte man noch mit nicht vollständig durchgeföhrter Komposition und demgemäß Doppelakzent rechnen.

Zur Sicherung der neuen Akzentregel ist noch darauf hinzuweisen, daß sie offensichtlich ohne Alternative ist. Denn eine andere lautliche Ratio als der Akzent läßt sich nicht auffinden. Die segmentalen Phoneme weisen, soweit sie an die Nasalvokale direkt angrenzen, offensichtlich keine speziellen Züge auf, die das Eintreten der Nasalierung begünstigen könnten. Die gebundene Nasalität ist bei den Oppositionspaaren *ān:an*, *ām:am*, *āv:av* durch keine speziellen Distributionsbedingungen von der Nasallosigkeit geschieden<sup>26)</sup>. Da aber eine so spezifische Verteilung wie die von lyd. *ā* und *a* vor *n*, *v*, *m* irgendeine Ratio aufweisen muß, bleibt nur der Rückgriff auf den suprasegmentalen Akzent. Die Annahme der Akzentregel ist also nicht nur plausibel, sondern darüber hinaus – zumindest bis zum Nachweis einer etwa doch übersehenden Alternativratio – auch notwendig.

Auf die zahlreichen durch das gefundene Lautgesetz aufgeworfenen innerlydischen Fragestellungen will ich hier noch nicht weiter eingehen, sondern zunächst zwei der von West aufgrund anderer Kriterien aufgestellten Postulate überprüfen und dann noch kurz die Frage nach dem Verhältnis des lydischen Akzents zu dem der anderen anatolischen Sprachen streifen.

1.2 West (wie Fußn. 15) 134 f. hat festgestellt, daß die hauptsächlich, aber nicht nur, in poetischen Texten verwendete Doppelschreibung *aa* (statt *a*) an den Akzentsitz gebunden ist. Seine Hypothese ist zweistufig und verbindet die Postulate

<sup>26)</sup> Z. B. treten im absoluten Anlaut sowohl *ān°* (z. B. *ānās*) als auch *an°* (z. B. *antola*) auf, im Wortauslaut treten <sup>°</sup>āv (z. B. *awlāv*, *caqlāv*, *ankāv*) und <sup>°</sup>av (z. B. *taqālav*, *anlolav*, *awkāv*) jeweils hinter gleichen Konsonanten auf.

- (a) 'aa' ist metrisch lang;
- (b) Quantität ist mit Akzent (*stress*) korreliert.

Mit Hilfe des in 1.1 dargelegten Lautgesetzes kann Wests Annahme über 'aa' anhand folgender Wortformen verifiziert werden:

- a) 1. Sg. A. *asaāv*: Oxytonon
- b) 2. Sg. A. *taacdāv*: Barytonon
- 3. Sg. A. *aarav*: Barytonon

Gegenbeispiele<sup>27)</sup> fehlen: a) § *asaav*, b) § *taacdāv*.

Soweit auch mit Hilfe anderer Kriterien erkennbar, ist die Beziehung nichtumkehrbar-eindeutig:

'aa' steht nur unter dem Akzent, nie in unbetonter Silbe; aber auch 'a' steht unter dem Akzent (*bráfrav*, *ásrav*, *táqālāv* oder *taqálāv*, usw.).

West hat weiter einen ja an sich schon ohne weiteres plausiblen Zusammenhang zwischen Vokallosigkeit („syllables containing a sonant λ, ý etc. instead of a clear vowel“) und Unbetontheit festgestellt.

Im Lichte des neuen Lautgesetzes wird dieses Ergebnis durch folgende Formen bestätigt:

1. *trfāv*
2. *caqlāv*
3. *brwāv*

Daß das Dativformans *-λ/-l* unbetont ist, geht aus *ēmλ*, *qldānl*, *asēmλ* hervor. Die erwartete Enklise der Dativform *-λ* 'ihm' erhellt aus *nā-m-λ*.

Nimmt man den eben bewiesenen Satz Wests über die Bindung von 'aa' an die Akzentstelle hinzu, so sind weiter anzuführen

1. *taacλ*, *taacn*
2. *qaaslλ*

Etwas verdunkelt sind die Formen *mruwaad*, *murwaad*, *mruwaal*, in denen auf dem Stand von \**mrwaad*, *-aaλ* ein anaptyktisches *u* eingetreten ist.

Ebenso kennzeichnend wie das Auftreten von Formen des Typs *trfāv*, ist die Abwesenheit von Gegenbeispielen des Typs § *trfav*.

<sup>27)</sup> Die zur Veranschaulichung der Sachlage fingierten Gegenbeispiele werden nach dem Vorbild von W. Cowgill durch das Paragraphenzeichen (§) markiert.

§ *brfrav*. *De facto* ist, wenn man von dem durch Analogie bedingten Sonderfall *śfardēnt* absieht, bei solcher Wortstruktur als Barytonon das erwartete *bráfrav* belegt; hinzuweisen ist auch auf die Auflösung der Sandhiform *śfarda-k* in *śfarda(v)-k* im Lydischen Wörterbuch (Pausaform also nicht § *śfardāv*), wobei offen bleiben kann, ob lediglich mechanische Umsetzung aus der Sandhiform oder schon eine gewisse Intuition im Spiele ist.

Die beobachteten Distributionen lassen sich in die folgende Regel bringen:

Die inter-, prä- und postkonsonantischen *r*, *l*, *λ*, *m*, *n*, *v* stehen in unbetonten Silben orthotoner Wörter oder in schwachtonigen Wörtern (Partikeln u. ä.). Die Relation ist nicht umkehrbar, da Liquida- und Nasaldiphthonge (*ar*, *im* usw.) in dieser Stellung ebenfalls möglich sind (*Artabānalid*, *ankāv*).

1.3 Bei Auswertung der in 1.1-1.2 erhobenen Befunde ist zu beachten, daß der indirekte Nachweis eines nicht ausdrücklich bezeugten Akzentsystems streng genommen nur für die Zeit des Eintritts der letzten erkannten Akzentwirkung möglich ist. Sollte z. B. nach dem lautgesetzlichen Eintritt der „gebundenen Nasalierung“ im Lydischen ein radikaler Umbau des Akzentsystems stattgefunden haben, ohne daß der neue Akzent für uns erkennbare Wirkungen im Lautsystem hinterlassen hätte, so könnte das neue Akzentsystem ohne Zuhilfenahme der Metrik nicht nachgewiesen werden. Unter dem theoretischen Vorbehalt, daß die Beschreibung für die Zeit der Anfertigung unserer lydischen Textzeugnisse also nicht mehr notwendig zutrifft, kann man etwa folgendes Bild entwerfen:

Die lydischen Texte reflektieren ebenso wie die hethitischen (und keilschriftluvischen) ein System mit freiem, dynamischen Akzent, der hinsichtlich der Akzentstelle im wesentlichen die uridg. Verhältnisse fortsetzt. Anders als die hethitischen Texte, die bei Nomen (z. B. barytoner Nominativ *te-e-kán*, *te-kán* 'Erde' ~ oxytoner Dativ *ták-ni-i*) und Verbum (z. B. Präs. Sg. 3. *a-ar-ki* wurzelbetont ~ Präs. Pl. 3. *ar-kán-zi* endungsbetont<sup>28)</sup> noch etliche Reflexe des uridg. paradigmatischen Akzentwechsels aufscheinen lassen, bieten die lydischen Texte nach dem mit Hilfe des beschriebenen

<sup>28)</sup> Darstellung des Befunds bei Verf., *Gedenkschrift Kronasser*, ed. E. Neu (Wiesbaden 1982) 24-25; dann auch in der Spezialuntersuchung von S. Kimball (wie Fußn. 11) 204-205.

Lautgesetzes zu Ermittelnden beim Nomen vorerst nur durchgehende Akzentuation des gleichen Morphems. Barytonese ist häufiger als Oxytonese.

Es folgt eine kleine Beispielreihe für inneranatolische Akzentbeziehungen des Lydischen:

1. Die lykische Synkope in Sg. N.-A. n. *θθē* 'Kultmal' läßt für die Grundform Oxytonese \**t/dasá-n* (so Verf. Or. 52, 1982, 60.62) vermuten. Auf die gleiche Grundform weist auch die lydische Entsprechung Sg. A. c. *tašēv*.
2. Das Wort 'Mutter' weist in einem Teil der keilschriftluvischen Belege Anlautpleneschreibung auf (N. *a-an-ni-is*, Akk. *a-an-ni-in*, D. *a-an-ni*). Dieses Indiz für Anfangsbetonung<sup>29</sup>) harmoniert mit der Nasalierung von lyd. N. *ēnaš*, D. *ēnaλ*.

<sup>29</sup>) Die Pleneschreibung bezeichnet die nur unter dem Akzent eintretende Anlautlängung, ist also keineswegs selbst Akzentbezeichnung, sondern lediglich Akzentindiz (zu L. R. Harts Verwechslung beider Sachverhalte vgl. oben Fußn. 12). Zu beachten bleibt, daß die Anlautlängung im Keilschriftluvischen etwas anders als im Hethitischen behandelt wird. Während das Hethitische in *anna-* 'Mutter' und *anda* 'in' ausschließlich anlautenden Kurzvokal aufweist, der niemals plene geschrieben wird (wie neuerdings auch für nicht mit den hethitischen Texten Vertraute aus den entsprechenden Artikeln von Friedrich/Kammenhuber, Heth. Wörterbuch<sup>2</sup> ersichtlich ist), haben die luvischen Texte hier optionale Pleneschreibung (*a-an-ni-is* neben *an-ni-is*, *a-an-ta* neben *an-ta*, *an-da*). Als Grund für das Ausbleiben der Anlautlängung vermute ich bei heth. *anna-* das Vorliegen einer ursprünglichen hypokoristischen Geminate *nn*, die zur Zeit des Eintretens der Anlautlängung noch nicht vollständig mit der Kontinuante des alten einfachen *n* (zu *>nn* fortisiert) zusammengefallen war und trage dieser Differenz durch den Ausdruck „Vollgeminate“ (gegenüber „fortis *nn*“, „fortis-geminate“) Rechnung. Bei *anda* (stets *>an-da*) nehme ich versuchswise – anders als E. Laroche, Studi ... Meriggi (Pavia 1979) 347 – nicht Endbetonung, sondern Schwachtonbehandlung (dies auch für lyk. *ñte*, hluv. *à-tá* und weiter für heth. *>ar-ha-* 'weg') an, für heth. *āppa* (stets *>a-ap-pa-*) 'zurück' hingegen Starktonbehandlung. Luvisch *a-an-ta* ist dann wohl – ebenso wie die lykische Variante *ēti* – als der Starktonentwicklung unterworfen zu beurteilen. Aufschlußreich ist, daß die hethitischen Schreiber, von denen ja auch die luvischen Niederschriften stammen (zu beachten sind insbesondere die Simultantafeln mit abwechselnd hethitischem und luvischem Text) die Unterschiede beider Sprachen gewissenhaft zum Ausdruck bringen. Solche Tatsachen sollten auch den Keilschriftphilologen zu denken geben und ihnen eine Warnung davor sein, süssisant vorgebrachten Sottisen wie den bei A. Kammenhuber zu lesenden kritiklos zu vertrauen [in V. Pieper/G. Stickel, *Studia Linguistica Diachronica et Synchronica*, Werner Winter Sexagenario ..., Berlin usw. 1985, 435–466; speziell 442 mit Verspottung von „... fabelhaft exakten Lautgesetzen ...“, „... exakten *e/i*-Vertretungen des Idg. (mit denen man sich noch Dezennien frucht- und ergebnislos verlustieren

3. Hethitisch *am-mu-uk* 'mir, mich' wird im Anlaut nicht plene geschrieben, worin ein Hinweis auf Endbetonung oder Schwachtonigkeit liegen kann. Hiermit harmoniert lyd. *amu* (nicht: *\*āmu*, *\*ēmu*) 'ich, mir'.

Gegenüber solchen Übereinstimmungen scheinen gravierende Divergenzen auf Anhieb nicht feststellbar. Wenn etwa Akk. *ālēv* 'einen anderen' nicht mit griech. *ἄλλος* übereinstimmt, so hat hier die Divergenz der Transponate *\*aljóm* vs. *\*ālōm* nichts Befremdliches (vgl. ved. *anyá-* 'anderer' mit Oxytonese).

Es dürfte deutlich sein, daß sich mit der Erkenntnis von Grundzügen der lydischen Akzentuation zahlreiche und hoffentlich fruchtbare neue Fragestellungen ergeben. Der Nachweis ist aufgrund von sehr einfachen, aber einer konsequenten linguistischen Methodik entspringenden Überlegungen möglich geworden. Die gleiche Methodik hat auch die weniger sicheren, von Gusmani massiv zurückgewiesenen Überlegungen gezeitigt, die im folgenden diskutiert werden. Mit den aufgrund andersartiger Kriterien erzielten Ergebnissen Martin L. Wests haben sich überraschende Übereinstimmungen ergeben. Auch West hat neue, außerhalb der bisherigen lydischen Forschungstradition liegende Wege beschritten. Seine Ergebnisse waren bisher nicht angegriffen, aber auch nicht aufgegriffen, ja nicht einmal referiert worden.

Lieblstr. 35  
8400 Regensburg

Heiner Eichner

kann) ...“ und mit unpassendem Hinweis auf die Artikulation deutscher Radiosprecher].

Speziell beim Wort 'Mutter' ist noch anzuführen, daß die damit zusammenhängende Bezeichnung 'Cousin, Cousine' aus dem Luvischen ins Hethitische entlehnt wurde und dort sogar in rein hethitischem Kontext die Anlautpleneschreibung (zum Teil sogar Hyperpleneschreibung *a-a-an...* zur Wiedergabe einer offensichtlich emphasebedingten Vokaldehnung) aufweist (Fehlbeurteilung HW<sup>2</sup> 94). Die luvische Herkunft zeigt sich auch am Stammvokal *i* (*ānni-*) und am Lautwandel *eg* > *ij* (wie z. B. in kluv. *tiiammi-* 'Erde'); zur etymologischen Verknüpfung von *ānniānīami-* 'Cousin, Cousine' mit heth. *annanega-* (a) eitl. *\*Mutterschwester*, *\*Tante* (zur Bedeutung 'Cousin' bei einer Ableitung vgl. lat. *cōsobrīnus*) und (b) 'Schwestern von derselben Mutter' (Bedeutung 'a' und 'b' entsprechend der Mehrdeutigkeit des Kompositums angesetzt) vgl. Verf. Sprache 20 (1974) 185 und J. Puhvel, Hitt. Etym. Dictionary (Berlin usw. 1984) 71f. (mit im einzelnen anderer, doch in der grundsätzlichen Auffassung von *a* als luvischem Lehnwort [„probably Luwoid“] ähnlicher Beurteilung, freilich ohne Auswertung des graphischen Details der Anlautschreibung).